

Schweiz

Hotelverband klagt über Knebelverträge - und knebelt selber

Eine Tochterfirma hat Hoteliers Verträge auferlegt, welche die Wettbewerbskommission für unzulässig hält.

Markus Häfliger
Bern

Mit allen rechtlichen und politischen Mitteln geht Hotelleriesuisse gegen Booking.com und Expedia vor. Der Verband wirft den Internetkonzernen vor, die Schweizer Hoteliers mit «Knebelverträgen» in ihrer unternehmerischen Freiheit einzuschränken. Erst rief er die Wettbewerbskommission (Weko) an. Weil diese aber nicht in seinem Sinne entschied, wählte er den Weg über das Parlament: Am 9. Januar ist in der Wirtschaftskommission des Ständerats eine Motion von CVP-Ständerat Pirmin Bischof traktandiert, welche den Buchungsplattformen gewisse Vertragsklauseln verbieten will.

Kurz vor dieser Sitzung wird nun bekannt, dass eine Tochterfirma von Hotelleriesuisse den Hoteliers selber ähnliche Knebelklauseln auferlegt hat. Der Verband ist mit 33 Prozent an der Firma Switzerland Travel Centre (STC) beteiligt - die beiden anderen Hauptaktionäre sind Schweiz Tourismus und die SBB. STC betreibt eine ähnliche Onlinebuchungsplattform wie Booking und

Expedia, nur viel kleiner. Im Internet erreichbar ist die STC-Plattform unter anderem über die Websites Swisshotels.com und SBB.ch. Hotels, die auf dieser Plattform Zimmer anbieten, unterschreiben einen Vertrag mit dem STC.

Rüge von der Weko

Dieser Standardvertrag ist auf der Website von Hotelleriesuisse aufgeschaltet und enthält pikantesweise eine ähnliche Preisparitätsklausel wie die kritisierten Verträge von Booking und Expedia - mit einem Unterschied: Booking.com und die anderen Grossen wenden eine enge Preisparitätsklausel an, das heisst: Sie verbieten dem Hotelier, auf seiner eigenen Website tiefere Zimmerpreise zu offerieren als auf der Buchungsplattform. Das STC hingegen verlangt die weite Preisparität, das heisst: Der Hotelier darf zwar auf seiner Website billigere Zimmerpreise offerieren, aber nicht auf einer anderen Buchungsplattform.

Aus Sicht der Weko ist die vom STC angewandte weite Klausel sogar problematischer als die enge Klausel von Booking und Expedia. In ihrem Entscheid vom Oktober 2015 hat sie die weiten

Preisparitätsklauseln für wettbewerbsbehindernd und damit für unzulässig erklärt. Die engen Klauseln hingegen hat die Weko bis auf weiteres erlaubt: Deren Auswirkungen auf den Wettbewerb seien noch zu wenig eindeutig.

Als der «Tages-Anzeiger» das STC mit seiner problematischen Vertragsklausel konfrontiert, sagt STC-Chef Michael Maeder, der Vertrag auf der Website von Hotelleriesuisse sei nicht mehr aktuell. Das STC habe den Vertrag Anfang Dezember 2016 geändert und dabei die Preisparitätsklausel gestrichen. Diese Vertragsänderung erfolgte demnach, zwei Monate nachdem Bischof auf Betreiben der Hotelbranche seine Motion gegen die «Knebelverträge» eingereicht hatte.

Maeder dementiert jedoch einen Zusammenhang zwischen Motion und Vertragsänderung: «Das STC operiert unabhängig von den Verbandsinteressen von Hotelleriesuisse.» Enge Preisparitätsklauseln habe das STC ohnehin nie verlangt, und die weite Preisparitätsklausel habe man zu Beginn gebraucht, um von den Hotels keine schlechteren Preise zu bekommen als die Konkurrenzplattformen. Zuletzt habe die Klausel kaum noch eine

Bedeutung gehabt, sagt Maeder. Man habe sie nun geändert - auch weil sie für viele Hoteliers «ein Reizthema» sei.

Auch Thomas Allemann, Geschäftsleitungsmitglied bei Hotelleriesuisse, sagt, die Preisparitätsklausel im STC-Vertrag habe nur noch «auf dem Papier bestanden» und sei kaum je eingefordert worden. Es sei falsch, wenn man deswegen jetzt die Hotelleriesuisse-Tochter STC kritisiere, die nur einen kleinen Marktanteil habe. «Die grossen Gegner der Schweizer Hoteliers sind Booking und Expedia.»

Zu spät zu kämpfen begonnen

STC-Chef Maeder hingegen ist anderer Meinung als sein Aktionär Hotelleriesuisse. Seiner Ansicht nach wird der Kampf gegen die Klauseln zu spät geführt. «Diese Klauseln waren für die Buchungsplattformen vor allem am Anfang wichtig, um bedeutende Marktanteile zu erringen.» Auch mit einem Verbot lasse sich dies nicht mehr rückgängig machen. Um ihre Abhängigkeit von Booking zu reduzieren, sollten sich die Hotels vielmehr darum bemühen, ihre Verteilkanäle zu diversifizieren.

Nachrichten

Neujahrsansprache Die Schweiz ist stark, weil sie Ansprüche versöhnen kann

Bundespräsidentin Doris Leuthard hat in ihrer Neujahrsansprache für mehr Solidarität und Zusammenhalt in der Schweiz plädiert. «Unsere Gesellschaft ist so stark, weil wir erprobt sind im Versöhnen von Ansprüchen», sagte sie. Den Ausgleich dieser Ansprüche zu finden, sei eine wichtige Aufgabe der Politik. Das bedinge, allerdings, dass die Menschen einander zuhört und versuchten zu verstehen. Angesichts der komplexen Welt habe auch der Bundesrat nicht auf alle Entwicklungen eine schnelle Antwort. Klar sei aber: «Die Schweiz ist ein stabiler Fels in der Brandung.» (SDA)

Klima

Bund will sich besser für längere Trockenphasen rüsten

Trockenheit soll bald als Naturgefahr eingestuft werden. Angesichts der Klimaerwärmung will das Bundesamt für Umwelt (Bafu) Instrumente entwickeln, um Trockenphasen besser vorherzusagen und die Vorbeugung verbessern zu können. Bis vor kurzem habe es in der Schweiz nur sehr selten Trockenphasen gegeben, sagte Bafu-Sprecherin Barбора Neversil zu einem Bericht in der «NZZ am Sonntag». Mit der Klimaerwärmung jedoch steige diese Gefahr; so war der Dezember 2016 der trockenste seit Messbeginn vor 150 Jahren. Auch das Warnsystem für Waldbrände soll verbessert werden. (SDA)

Das dissidente Wesen des Derwischs

Der St. Galler Peter Hüseyin Cunz ist Scheich des Sufi-Ordens Mevlana. In den Augen hiesiger Islamvereine ist der liberale Konvertit ein Dissident.

Michael Meier

Konvertierte, wird gerne behauptet, verhalten sich gegenüber ihrer Wahlreligion ganz und gar unkritisch. Der St. Galler Peter Hüseyin Cunz ist Konvertit. Als er aber kürzlich vom Kulturministerium der türkischen Stadt Konya für seine Verdienste um die Sufi-Kultur geehrt wurde, sagte er in seiner Rede vor vorwiegend muslimischem Publikum: «Der Hass und der Krieg unter Muslimen sind lebendige Beweise für unsere beschränkte Sicht und unseren mangelnden Willen, Gottes Grösse und Universalität anzunehmen. Der Argwohn der Europäer gegen den politischen Islam ist berechtigt.»

Reformiert aufgewachsen, trat er mit 22 Jahren aus der Kirche aus. Wie so viele seiner Generation suchte er in fernöstlichen Religionen nach Antworten - er im Zen-Buddhismus. Zur Zeit seines ETH-Studiums als Elektroingenieur machte er «als Halb-Hippie mit langen Haaren» auf seiner Weltreise Halt in Kathmandu. Der Buddhismus vermochte ihn aber nicht zu überzeugen. Er heiratete die Tochter eines indischen Imams und wurde ihretwegen Muslim - ein formloser Akt. Weil er später den kleinen Hadsch, die kleine Pilgerfahrt, nach Medina und Mekka machen wollte, musste er aber doch noch das Papier haben, das ihn offiziell als Muslim auswies. Zur Schau gestellt hat er seine Religion nie. Er arbeitete bereits drei Jahre als Sektionschef im Bundesamt für Energie, als die Mitarbeiter über einen «Facts»-Artikel von seinem «interessanten Hobby» erfuhren.

Derwische in der Kirche

Seine eigentliche geistige Heimat hat der 67-Jährige in Konya gefunden: Die stark religiös geprägte Stadt ist auch Zentrum des Mevlana-Ordens. Der Gründer, Mevlana Celaleddin Rumi, wirkte dort im 13. Jahrhundert als Sufi-Lehrer und Mystiker, verfasste 36 000 Verse und sein Lehrbuch «Masnawi» mit Hunderten von Geschichten. Bis heute ist er ein Heiliger mit Kultstatus, zu dessen Grab Millionen Sufi-Begeisterte pilgern. Auf Rumi geht auch das Sema zurück, das Hören auf den Klang der anderen Welt. Bei diesem Ritual drehen die Derwische mit ihren weiten Röcken um die eigene Achse.

Cunz ist heute zum zweiten Mal verheiratet, diesmal mit einer Pfarrerstoch-



Der St. Galler Peter Hüseyin Cunz: Elektroingenieur und Derwisch. Foto: Sabina Bobst

ter. Er ist einer der vier Scheichs des Ordens im Westen und kultiviert das Drehritual regelmässig - jede Woche übungsweise in einem Raum in Schlieren und vierteljährlich öffentlich in der Kirche St. Jakob beim Zürcher Stauffacher. Mit anderen hat er die Grundlagen des Rituals, das Wesen der Derwische, der Mu-

siker, der Instrumente und der Kleidung für die Unesco festgelegt. So konnte diese das Sema 2007 ins Weltkulturerbe aufnehmen.

Nicht von ungefähr tanzt Scheich Cunz mit den Mitgliedern seines Vereins in der Kirche - nach Ansicht der Moscheevereine vertritt der Mevlana-Orden

einen viel zu freiheitlichen Islam. Er gehört zur mystischen Richtung des Sufismus und vertritt wie die christliche Mystik eine negative Theologie: Man kann von Gott kein Bild machen, kein Begriff kann ihn angemessen beschreiben. Die Übereinstimmung mit der christlichen Mystik ist so gross, dass Cunz gerne auf

die Werke dieser Mystiker zurückgreift: auf Meister Eckehart, Angelus Silesius, Jakob Böhme. So kommt es, dass Cunz selbstverständlich interreligiös unterwegs ist und etwa im Lassalle-Haus der Jesuiten Sufi-Kurse gibt.

Auch Frauen dürfen drehen

«So, wie wir den Sufismus leben, ist er mit dem orthodoxen sunnitischen Islam nicht vereinbar», sagt Cunz. Der Mevlana-Orden und seine Klöster sind seit Atatürk von der Verfassung untersagt. Die Situation ist schizophren: Der Orden ist zwar als Spiritualität verboten, als Kulturgut wird das Sema jedoch gefördert und vermarktet. Konya ist für Sufi-Pilger aus aller Welt zum Magnet geworden. Cunz ist ständig zum Spagat zwischen restriktiv-türkischer und liberal-westlicher Religiosität gezwungen. «Als Scheich bin ich ein Lehrbeauftragter mit der Erlaubnis, die Sufi-Tradition so zu lehren, wie ich es für richtig halte.» Cunz hat im Schweizer Zweig des Ordens für die Gleichberechtigung der Frauen und ihre Teilnahme am Drehritual gekämpft. Unter dem Schutz des säkularen Schweizer Staates hat er ein ganz anderes Gesicht als in der Türkei.

Waren die hiesigen Islam- und Moscheevereine anfänglich noch interessiert am professionell auftretenden Scheich Cunz, so rümpfen sie heute die Nase über den Sufi-Exoten. «Ich bin für sie kein richtiger Muslim, sondern ein Häretiker und Dissident», sagt er selber. Umgekehrt kritisiert er die Verbände dafür, dass sie einem politischen Islam verpflichtet sind und versuchen, ihre angestammten Rechte, etwa Dispensen vom Schwimmunterricht, auch in der Schweiz durchzusetzen.

Keine Wohlfühl-Spiritualität

Einem anpassungsfähigen und reformorientierten Islam verpflichtet, wurde Cunz immer islamkritischer. Er bedauert, dass 90 Prozent der Muslime nicht zu denken wagen, dass der Islam auch anders sein könnte, als sie es in der Kindheit gehört hätten. «Gegen mich haben sie kein anderes Argument als die Tradition.» Die Traditionsfixierung seit dem 19. Jahrhundert ist in den Augen von Cunz gerade das Problem: Sie lasse eine zeitgemässe Koran-Exegese und eine Modernisierung der Religion nicht zu. Zukunftsfähig ist für ihn aber nur ein Islam, der in jeder Zeit neu interpretiert wird und auf das Individuum ausgerichtet ist. So wie den dogmatisch-juridischen Islam lehnt er aber auch die Beliebigkeit der Esoterik ab. «Ich bin ein grosser Kritiker der Wohlfühl-Spiritualität.» Und darum sei der Mevlana-Orden hier in der Schweiz mit 20 bis 30 Personen so klein geblieben.